

## Der Preis des Brotes

Eine Kurzgeschichte von Gerd Eisenbeiß

Erschüttert standen wir am Wegesrand und starrten auf die Ackerfurche, die einer Wunde gleich von den scharfen Pflugscharen einer gigantischen Landmaschine in den grauen Boden gerissen worden war.

Es war ein herbstlicher Wandertag in der Eifel gewesen. Wir waren verzaubert von Wäldern und Wiesen, von Bergen und Tälern, die wir bei wechselnder, freundlicher Bewölkung durchwandert hatten.

Gespräche hatten uns abgelenkt, jeden Ausblick bewusst zu genießen. Und doch waren Herz und Sinne geweitet vom Licht und den Farben des schwindenden Sommers. Windräder beherrschten den Horizont auf der Höhe der Berge und gaben der Landschaft neue Akzente.

Während ich mich über die munteren Rotoren freute, klagte Beate, meine charmante Begleitung, wie rücksichtslos doch wir Menschen seien, den Tod von so vielen Vögeln und Fledermäusen zu verschulden, nur weil wir so gierig nach Strom seien. Kein wirtschaftlicher Vorteil könne diesen Massenmord an unschuldigen Tieren rechtfertigen.

Mein leiser Widerspruch, so schlimm sei es doch gar nicht mit erschlagenen Vögeln unter Windrädern, stieß sofort auf wütenden Protest, der mir meinen Grillteller vom letzten Abend als ökologische Todsünde nachträglich vergällte. Nein, klagte Beate, wie könnten wir Menschen nur massenweise Tieren zum Leben verhelfen, nur um sie dann zu töten und zu verspeisen. Sie wolle nichts auf ihrem Teller dulden, das mit so viel kreatürlichem Leid verbunden sei. Es gebe doch so viele Alternativen; so habe sie schon häufig von der Möglichkeit gelesen, Energie aus Wasser zu gewinnen, das man nur spalten müsse. Eine solche Wasserstoffwirtschaft brauche keine Vogel tötenden Rotoren und keine Kernkraftwerke oder gar Kohle, Wasser sei bekanntlich kein Engpass.

Ich muss es nun wohl nicht extra betonen: Beate ist engagierte Tierschützerin, lebt vegetarisch und lehnt Zoo-Besuche aus tierethischen Gründen ab. Als kürzlich eine neue Partei den alten Vorschlag wieder hervorholte, ein Familienwahlrecht einzuführen, bei dem die Kinder von Anfang an eine Stimme bekommen sollten, die ihre Eltern für sie abgeben könnten, schrieb sie spontan einen Leserbrief, ein gleiches auch für zumindest höhere Säugetiere in menschlicher Gesellschaft einzuführen. Auch hier sollten die für das Tierwohl Verantwortlichen die Stimme stellvertretend abgeben dürfen. Als ich leise meinte, das ginge doch ein wenig zu weit, verteidigte sie das Konzept mit der Steuerungswirkung; natürlich hätte ein Tier keine politische Meinung, ebenso wenig wie ein Kind, aber es gehe doch um ein höheres Stimmgewicht für Familien und Tierhalter, um dem Kinder- und Tierschutz einen höheren Stellenwert zu verschaffen.

Ich mag Beate, obwohl ich Piercings an Lippen und Nasenflügeln eigentlich nicht schätze. Aber ich bin gerne mit ihr auf Wanderschaft oder im Theater, aber ich habe gelernt, bestimmte Themen zu vermeiden, bei denen wir nicht nur verschiedener Meinung sind, sondern mein ethisches Niveau für sie ein Ärgernis darstellt. So schwärmte ich auf dem weiteren Weg für eine Weile von dem leckeren Müsli aus frisch gepresstem Korn und dem Landbrot, das hier doch viel besser schmecke als in der Stadt. Schließlich würden die Landwirte ihr eigenes Korn anbauen und dabei gewiss kein Leid über Tiere bringen. Da stimmte Beate begeistert ein; sie selbst habe vorhin schon daran gedacht, Veganerin zu werden, als sie – ich hätte das gewiss nicht bemerkt – die Kühe auf der Weide gesehen habe. Alle diese Kühe hätten Marken in beiden Ohren gehabt, hinein geheftet, als handle es sich um Papier auf Papier. Einer Kuh seien sogar die Hörner abgesägt worden.

Meinen anzüglichen Blick auf ihren Nasenring bemerkte sie wohl; der sei schließlich freiwillig gestochen worden, die Kühe habe aber niemand gefragt. Tiergerechte Haltung sei das ja wohl kaum!

Als uns für eine Weile ein Bergrücken den Blick auf die Windrotoren versperrte, liefen wir gleichmäßig schreitend nebeneinander her, genossen die ruhige Landschaft und das Gezwitscher der Vögel am Waldesrand. Erst als ein Telekom-Turm mit seinen vielen Antennen auf einer bis dahin verdeckten Höhe auftauchte, spürte ich wieder ein leises Seufzen an meiner Seite, wahrscheinlich über die gefährlichen Strahlungen, denen da Menschen, Tiere und Pflanzen schutzlos ausgesetzt waren.

Schnell wechselte ich zu einem harmlosen Thema, der harten Arbeit der Bauern, die hier oben in der Eifel ihre Felder bestellen mussten. Wir sahen von Ferne auf dem schwarzen Straßenband einen Traktor den Hügel hinauf tuckern, ja, wir hörten ihn bereits. Als er näher kam, erkannten wir einen roboterartigen Pflug mit vielen scharfen Messern, der wie ein Anhänger an der Zugmaschine hing. Nun bog die junge Frau, die hoch oben in der Traktorkabine das Gerät steuerte, in den Weg ein, auf dem auch wir gerade entlang eines abgeernteten Ackers schritten.

Die Bäuerin bog vom Wege ab und fuhr aufs Feld. Langsam entfaltete sie das Pflugmonster hinter ihrem Sitz und ließ es in die Erde fallen. Die Pflugscharen griffen voll und rissen nun den Boden auf, während die Maschine langsam auf uns zu und an uns vorbei pflügte.

Natürlich schauten wir hin, wie dies Ungetüm die Scholle öffnete und durch die gekrümmten Schaufeln wendete.

Und da sahen wir es: noch nie habe ich so viele Mäuse auf einmal gesehen und noch nie so verzweifelt. Sie rannten hin und her, über den Rand der aufgebrochenen Erde hinweg, suchten offenbar die zerstörten Gänge ihres Baus und hatten doch keine Chance, ihr Nest zu finden.

Während ich auf das Gewusel starrte, stieß Beate einen Entsetzensschrei aus. Ich sah sofort warum und erstarrte nun selbst. In der aufgerissenen Erdfurche lagen halb

zerschnittene Mäuse tot. Zwei Tierchen sah ich in den Tod zittern, d.h. das Leben verließ sie gerade, als ich auf sie sah.

Wir waren beide sprachlos. Als nun Beate gerade auf das Feld treten wollte, um ein eingeklemmtes, vielleicht nicht verletztes Mäuslein zu befreien, musste ich sie zurück ziehen; denn schon kam das Agrar-Monster wieder auf uns zu.

Freundlich lächelte die Bäuerin uns zu, während sie mit den breiten Reifen ihrer Maschine tot drückte, was sich in der Furche noch bewegt hatte.

Wir gingen schweigend zum Auto und fuhren nach Hause. Ich esse trotzdem weiter Brot, Müsli und Fleisch. Wie sich Beate nun ernährt, weiß ich nicht. Es war unser letzter gemeinsamer Ausflug.

Gerd Eisenbeiss, Bonn, 29. September 2014